

Deuticke

Vladimir Vertlib

Mein erster Mörder

Lebensgeschichten

ISBN-10: 3-552-06031-6

ISBN-13: 978-3-552-06031-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.deuticke.at/978-3-552-06031-9>
sowie im Buchhandel

Der Mörder hat mich zum Abendessen eingeladen. Er und seine Frau kochen gemeinsam. Sie macht die Vorspeise, er das Hauptgericht. Auf sein Nachfragen hin, gebe ich zu, dass er der erste Mörder ist, den ich in meinem Leben kennen lerne. Er lacht. Für ihn hingegen sei ich längst nicht der erste Neugierige, meint er. Allerdings habe bis jetzt niemand etwas über ihn schreiben wollen. Nach dem Essen trinken wir Tee aus Gläsern mit vergoldeten Untersätzen und sprechen über den Mord, den der Mann vor zwanzig Jahren begangen hat. Der Mord war in Wirklichkeit ein Totschlag. Leopold Ableitinger, damals zweiundvierzig Jahre alt, Angestellter in der Verrechnungsabteilung eines großen Gastronomiebetriebs in Salzburg, verheiratet, Vater zweier Kinder, hatte sich an einem sonnigen Oktobernachmittag zwei Stunden frei genommen, um eine kleine Radtour in der Umgebung zu machen. Ab und zu – höchstens dreimal im Monat, betont er – wollte er seine beruflichen und privaten Verpflichtungen vergessen und allein sein. In der Nähe des schon vor vielen Jahrzehnten eingemeindeten Ortes Morzg, der trotzdem seinen dörflichen Charakter bewahrt hat, bog Leopold in eine Seitengasse ein, die an Einfamilienhäusern, Gärten, einer Wiese und einer Blockhütte vorbeiführte. Neben der Hütte standen ein Holztisch und zwei Bänke. Leopold beschloss, eine Pause zu machen, lehnte das Rad gegen die Hüttenwand, setzte sich auf eine Bank, zündete sich eine Pfeife an und begann, Zeitung zu lesen. So vergingen zwanzig Minuten, vielleicht etwas mehr. Er wollte sich wieder auf den Weg machen, hatte die Zeitung zusammengefaltet und in die Innentasche seiner Jacke gesteckt, als er das Quietschen von Reifen hörte. Der Mann war jung, zwanzig, vielleicht zweiundzwanzig Jahre alt. Er trug eine Schirmmütze und einen Pullover mit V-Ausschnitt im Stile englischer Gentlemen der Zwanzigerjahre. Er sprang aus dem Wagen, einem roten Cabriolet, schlug die Tür hinter sich zu und schrie: »Das ist doch wohl privat hier, oder?! Schau dass d' weiterkommst!« Leopold versuchte, so ruhig wie möglich zu bleiben. »Ich wollte ohnehin gehen«, sagte er leise. Es war ärgerlich, von einem Menschen, der nur halb so alt war wie er selbst, geduzt zu werden. Mochte er ihn anschreien und beschimpfen, wenn er wollte, aber bitte mit dem nötigen Respekt. »Es tut mir Leid. Ich wusste nicht, dass es sich hier um einen Privatgrund handelt.« »Na, das ist ja wohl logisch! Kannst' nicht

lesen?« Der junge Mann zeigte mit dem Finger auf ein Schild, auf dem in roten Lettern Privatgrund! Betreten verboten! stand. Es hing einige Meter entfernt an einem Draht, der zwischen zwei Pfosten gespannt war. Er versperrte den Weg zu einem Pfad, der an der Hütte vorbei zu einem Waldstück führte. »Das muss ich übersehen haben«, murmelte Leopold. »Ich hol' mein Rad, dann bin ich weg.« »Ja, und beeil' dich, sonst lass ich den Hund frei.« Leopold hatte einen Hund weder gehört noch gesehen. Als Elfjähriger war er von einem Schäferhund in die rechte Wange gebissen worden. Seitdem hasste er Hunde. Leopold ging zu seinem Fahrrad. Sein Widersacher blieb dicht hinter ihm. Er sei es Leid, schrie er, sich mit Obdachlosen, Jugendlichen oder türkischen Großfamilien herumschlagen zu müssen. Die Türken verbinden ihre Wochenendausflüge immer wieder mit einem Picknick auf seinem Grundstück. Er und sein Vater hätten schon zweimal Anzeige erstattet. »Sie müssten das Schild direkt neben der Hütte anbringen oder das Grundstück einzäunen«, meinte Leopold. »Der Tisch und die Bänke sind ja nur zwei Meter vom Straßenrand entfernt und ...« »Willst du mir erklären, was ich tun soll? Komm mir nicht noch einmal zu nahe mit deinem Scheißrad ... ich schwör's, wenn ich dich das nächste Mal seh', fahr' ich dich nieder!« Leopold drehte sich um. In der rechten Hand hielt er immer noch die Pfeife. Er holte aus und stach zu. Das Mundstück der Pfeife drang durch das linke Auge in das Gehirn des jungen Mannes. Er starb wenige Stunden später in der Intensivstation des Salzburger Unfallkrankenhauses. Leopold Ableitinger wurde wegen Totschlags zu acht Jahren Gefängnis verurteilt, von denen er fünf in der Strafanstalt Stein absitzen musste. An die Zeit nach seiner Entlassung denkt er nicht gern zurück. »Versuchen Sie, als siebenundvierzigjähriger Vorbestrafter in einer Stadt wie Salzburg eine angemessene Arbeit zu finden«, erklärt er. »Ich habe schließlich alles genommen, was mir das Arbeitsamt angeboten hat: Trotz meiner Rückenprobleme war ich Hilfsarbeiter in einem Möbellager. Nach einem Bandscheibenvorfall musste ich aufhören. Wenn das Einkommen meiner Frau nicht gewesen wäre ... Aber gut, seit die Kinder erwachsen sind, kommen wir über die Runden. Ich sollte zufrieden sein.« Seit dem Mord raucht Leopold nur mehr Zigarillos. Um zu rauchen, müssen wir auf den Balkon hinaus, weil Leopolds Frau keinen Rauch in der Wohnung duldet. Wir schauen auf eine

belebte Kreuzung. Der Straßenlärm macht die Unterhaltung schwierig. Die Gebäude um uns herum sind ein repräsentativer Querschnitt aller architektonischen Abscheulichkeiten der letzten fünfzig Jahre. Außerdem sieht man die Trasse einer Bahnlinie, ein Fabrikgebäude und den Untersberg. Der Berg passe hierher wie ein Blatt aus dem Alpenvereinskalender an die Wand eines Waschalons oder eines Döner-Kebab-Standes, bemerkt Leopold. Ich beginne zu überlegen, welches Bild zu dieser Kreuzung passen würde. Leopold kommt meinen Fragen zuvor. Nein, er schlafe gut. Jene Zeit sei vorbei. Die Alpträume. Die Ohrfeigen der Mithäftlinge, deren Nachtruhe er störte. Die Gespräche mit dem Therapeuten. Er habe trotzdem nicht genug bezahlt. Es sei nie genug. Seit er das wisse, habe er keine Schlafprobleme mehr. Mehr sei dazu nicht zu sagen. Er kippt die Asche des Zigarillos über das Geländer hinunter auf die Straße, schaut mich an, wirkt immer noch auf eine unverbindliche Weise freundlich. Nur das Lächeln ist aus seinem Gesicht verschwunden. »Sie wollen mehr?«, fragt er. Früher dachte ich, im Zweifelsfall sei Schweigen immer die bessere Antwort. Heute nicht mehr. Ich schweige trotzdem. »Gut«, sagt er, »ich verstehe. Hören Sie zu, ich werde Ihnen von einem Erlebnis erzählen, das sehr lange zurückliegt. Das wird, glaube ich, alle Ihre Fragen beantworten, auch jene, die Sie nicht stellen wollten ...« 2 Meinem Vater machte es Spaß, mir lange Vorträge über das Aufhängen von Handtüchern zu halten. Ich hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen. Auch an diesem warmen Apriltag. Der Rest der Wäsche war Vater egal. Er war fürchterlich akribisch, aber nur bei Handtüchern. Nicht etwa, dass alle auf gleicher Höhe und ausgebreitet auf der Schnur hängen mussten! Ein Außenstehender hätte glauben können, die Tücher seien aus einem Flugzeug geworfen worden und zufällig auf unseren Balkon gefallen. Aber es hatte alles seine Regel. Das dritte Handtuch von links musste dreimal zusammengefaltet, das fünfte mit einer Wäscheklammer am rechten oberen Zipfel festgemacht sein. Das Wichtigste war, dass die blauen Streifen keine durchgehenden Linien bildeten. »Dein Vater hat einen Huscher«, sagte Großtante Elfriede. »Mein altes Radio aus der Systemzeit funktioniert besser als sein Kopf. Ich frage mich, wieviele Röhren da wohl durchgebrannt sind.« Aber ich kannte die Handtuchregeln bald besser als Vater selbst und korrigierte ihn, wenn er Fehler machte. Ich war vierzehn. Meine

Eltern und ich lebten damals in Wien. Nach Salzburg kam ich erst später. Als Erwachsener. Wir hatten eine schöne Wohnung in einem während des Krieges beschädigten Haus. Nachträglich erwies es sich als Glück für uns, dass die Deutschen und die Russen sich im April 1945 am Donaukanal Artillerieduelle geliefert hatten. So kamen wir zu unserem Balkon. Ein Geschöß hatte in der rechten oberen Ecke des Gebäudes nicht nur die Fassade, sondern auch das dahinter liegende Zimmer und den darüber liegenden Dachboden und Dachbereich weggesprengt. Nach einer notdürftigen Instandsetzung wurde die Wohnung neu vermietet. Zwei Zimmer, Küche und statt des dritten Zimmers eine Dachterrasse. Ein großzügiger »Außenbereich«. Sogar mit Parkettboden. Von dort aus hatten wir einen Ausblick auf den Donaukanal, die Trasse der Stadtbahn und die Haltestelle Friedensbrücke. Bei gutem Wetter konnte man die Hügel des Wienerwaldes ausmachen. Ein paar Jahre zuvor bildete der Donaukanal die Zonengrenze. Auf unserer Seite, behaupteten manche, endete Sibirien. Drüben begann Amerika. Als ich noch ganz klein war, musste man auf der Friedensbrücke, die über den Kanal führte, den Ausweis vorzeigen, um in den Westen zu gelangen. Das war aufregend. Der Übergang von einer Welt in eine andere. Jetzt war alles dasselbe, aber Österreich war frei. Leider sollte unser Haus bald abgerissen werden und einem Neubau Platz machen. In den Wänden hatten sich Risse gebildet, so breit, dass sich darin eine Ratte verstecken konnte. Es kamen tatsächlich Ratten aus der Wand. Sie machten die Küche unsicher und knabberten Tante Elfriedes Tagebücher an, in denen sie alle Huscher meines Vaters aufgelistet hatte. Außerdem hatten die Intelligenteren unter den Ratten (und das war die Mehrheit) gelernt, das Käsestückchen aus der Falle zu holen, ohne dass der todbringende Mechanismus zuschnappte. »Kaum sind die einen Mistviecher weg, kommen gleich die nächsten«, schimpfte Vater. »Zuerst die Russen, dann die Rozz'n.« Meine Eltern hatten sich für eine Gemeindewohnung angemeldet. In einem halben Jahr würden wir in die Brünner Straße übersiedeln. Nach Floridsdorf. In die Heimat. Dort waren die Eltern geboren und aufgewachsen, dort hatten sie Arbeit in der Fabrik gefunden. Mutter stand am Fließband. Vater schritt die Halle ab und achtete darauf, dass keine der Frauen zu langsam oder zu schnell wurde. Die Faulen wurden entlassen, genauso die Übermütigen. Mutter hielt die vorgeschriebene

Geschwindigkeit ein. Sie hat sich in ihrem Leben nie hervorgetan, weder in die eine noch in die andere Richtung. In Floridsdorf hatten meine Eltern geheiratet und eine Familie gegründet, und wenn sie im letzten Kriegswinter nicht ausgebombt worden wären, hätten sie ihren Bezirk nie verlassen. Auf dieser Seite der Donau waren sie Fremde.